



ZEITGEIST

Die Lügen des Westens

In einem Himalaja-Dorf auf 2100 Meter Höhe erklärt der indische Intellektuelle Pankaj Mishra der westlichen Welt, was der Osten von ihr hält: nicht viel.

Pankaj Mishra sieht Apfelbäume, wenn er aus dem Fenster blickt, den ganzen Hang hinunter und bis hinüber zu den grünen Bergen auf der anderen Seite des Tals, hinter denen die Riesen des Himalaja aufleuchten, wenn sie nicht gerade vom Monsun verschluckt werden.

Er kam 1992 hierher, nach Mashobra, er nahm einen Bus, er hatte kein Ziel, er wollte sein Land kennenlernen, Indien, er wollte reisen, sehen, verstehen, und als der Bus in Mashobra hielt, stieg er einfach aus und fühlte sich wohl und ging den Berg hinab bis zu dem Haus inmitten der Apfelbäume, wo er noch heute lebt, er klingelte und mietete ein Zimmer und blieb: Mindestens die Hälfte des Jahres ist er dort, weit weg von der Welt und ihrem Getöse.

Zwei Zimmer hat er heute, einen Balkon, der in das Tal hinausragt, einen großen Raum voller Bücher, die er im Lauf der Zeit hierhergeschafft hat, ein Teleskop. In dem kleinen Zimmer nebenan schläft er, dort steht sein Laptop. Links ist eine Küche, die er kaum benutzt, weil er sein Essen aus einem der beiden, na ja, Restaurants von Mashobra bringen lässt: ein offener Schuppen am Straßenrand, eine Kuh wühlt im Müll, ein Mann kaut auf der Treppe und putzt sich die Zähne. 2000 Menschen leben hier auf 2146 Meter Höhe, im Sommer ein paar mehr. Im Winter liegt Schnee auf den Wegen, der Matsch ist dann gefroren. Immerhin gibt es Internet.

Mishra, 44, hat sich diesen Ort ausgesucht, um von hier aus über die Welt nachzudenken: ein Mann des 21. Jahrhunderts, ein Intellektueller unserer Zeit, zwischen Kulturen, Ländern, Sprachen, der in seinen Essays und Buchbesprechungen für die „New York Times“, den „New Yorker“, die „New York Review of Books“, den „Guardian“, die „Financial Times“, die „London Review of Books“ dem Westen erklärt, was der Osten denkt.

Aber da fängt das Problem schon an. Gibt es den „Osten“ überhaupt? Was also hätten die Türkei und Indien, Iran und Japan, China und Afghanistan gemein? Gibt es eine Geschichte des „Ostens“, eine Gegenwart, eine Politik?

Den „Westen“ jedenfalls gibt es, er bezeichnet sich selbst so, er formuliert seine Werte, seine Stärke, seine Macht und Überlegenheit mit diesem Begriff – er hat unter dieser Flagge im 19. Jahrhundert die Welt erobert, Völker unterjocht und Geld und Reichtum für die eigenen, die westlichen Bevölkerungen geschaffen.

Der „Westen“ braucht also den „Osten“ als Konstruktion, er hat ihn sich gebaut

und kulturell überhöht, parallel zu den kolonialen Eroberungen, er braucht ihn noch heute, um sich von ihm abzugrenzen und zu definieren, was Zivilisation ist und was nicht: Das ist eine zentrale These aus der Studie „Orientalismus“ von Edward Said aus dem Jahr 1978.

Pankaj Mishra nun hat diesen Blick des Westens auf den Osten umgedreht, mit seinem neuen Buch „Aus den Ruinen des Empires“, das eine Antwort auf Said ist und eine Distanzierung**.

Mishra hält darin dem Westen den Spiegel vor, er zeigt, wo der Hass herkommt, der dem Westen heute entgegen schlägt, von den Ruinen der Twin Towers bis zu den Schlachtfeldern in Afghanistan und von Kairo bis Karatschi. Er beschreibt, wie alt dieser Hass ist und was die Gründe sind. Er dekonstruiert den Mythos und das Selbstbild des guten, des zivilisatorischen Westens – er liefert aber



Queen Victoria 1893*: Grund für die Kriege des 21. Jahrhunderts

auch Argumente, Geschichten, Stimmen, wie der „Osten“ sich selbst definieren könnte.

Das Jahr 1919 und die Pariser Friedenskonferenz, bei der aus den Schrecken des Ersten Weltkriegs eine neue, bessere, gerechtere Weltordnung entstehen soll, spielen dabei eine wichtige Rolle: Hier wird der Verrat des Westens an seinen eigenen Werten für Mishra besonders deutlich – weil der amerikanische Präsident Woodrow Wilson erst das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung proklamiert, um es dann nicht nur aufzugeben, sondern gemeinsam mit dem Westen für die Fremdbestimmung weiter Teile der nicht-westlichen Welt zu stimmen.

Viele Konflikte unserer Zeit lassen sich auf dieses Versagen, auf diese Lügen zurückführen – willkürlich gezogene Grenzen, künstlich konstruierte Nationalstaats-

* Mit ihrem indischen Diener auf Schloss Windsor.

** Pankaj Mishra: „Aus den Ruinen des Empires: Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 448 Seiten; 26,99 Euro.

gebilde, die Rhetorik der Demokratie und des Liberalismus, die im selben Moment widerlegt wird.

Das Besondere an Mishras Buch ist dabei, dass er wie spielend die weltgeschichtliche Wucht der Ereignisse mit dem Leben und dem Denken wichtiger, im Westen wie im Osten weitgehend unbekannter Figuren verschränkt – Swami Vivekananda etwa, einer der frühesten und bekanntesten spirituellen Führer Indiens im 19. Jahrhundert: „Für diese Zivilisation“, schrieb Vivekananda über den Westen, „war das Schwert das Mittel, Heroismus das Hilfsmittel und der Genuss des Lebens in dieser und der nächsten Welt das einzige Ziel.“

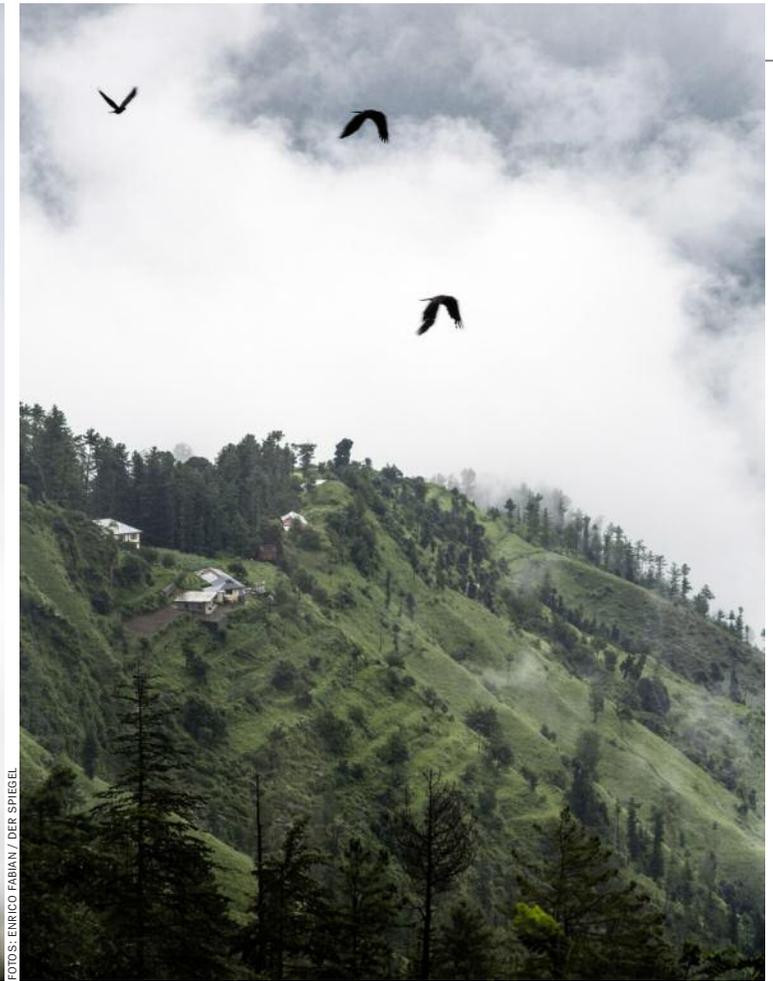
Da steckt Aggression und Wut dahinter, grundsätzliche, politisch-kulturelle Wut und eine Ablehnung des westlichen Lebensmodells – und das ist auch der Unterschied zu „Orientalismus“: „Edward Said“, sagt Mishra, „hat sich zwar über den Westen beschwert. Wir aber müssen heute unseren eigenen Weg beschreiben und sagen, wer wir sein wollen und wo wir hin wollen.“

Er wendet sich mit seinem Buch also an den Westen wie den Osten gleichermaßen – es ist eine Erziehungs- und Bildungsaufgabe in beide Richtungen. Mishra öffnet eine unglaubliche historische und gedankliche Schatzkammer, die dem Denken im Westen wie im Osten neue Perspektiven ermöglicht. Sein Buch ist radikal, aber es ist nicht vordergründig zornig. Es ist, wie fast immer bei Pankaj Mishra, ein Buch der Selbstsuche.

„Als ich mit meiner Recherche anfang“, sagt er, „merkte ich, wie wenig ich wusste von dieser Geschichte, von diesen Denkern, die lange vergessen sind.“

Es sind drei Hauptfiguren, deren Leben Mishra beschreibt: Einer ist der reisende Aktivist und Denker Jamal al-Din al-Afghani, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwischen Indien, Iran, Türkei, Ägypten herumirrierte, der mit den Herrschern sprach und Hof hielt und doch nie seine Vorstellungen einer gerechten Gesellschaft umsetzen konnte – und der sich irgendwann abwandte vom Pfad der Verständigung und, postum, zu einem Vordenker dessen wurde, was wir heute den islamistischen Terror nennen.

Oder Liang Qichao, „der erste moderne Intellektuelle Chinas“, wie ihn Mishra nennt, der im eigenen Land erlebte, wie der Westen ein Volk in die Abhängigkeit trieb und ihm jeden Stolz, jedes Selbstbewusstsein nahm, in diesem Fall durch die Opium-Seuche, die eine direkte Folge der britischen Handelspolitik und der



FOTOS: ENRICO FABIAN / DER SPIEGEL

Autor Mishra, Ausblick aus seiner Wohnung im Himalaja: *Weit weg von der Welt und ihrem Getöse*

Opium-Kriege war – und der dann nach Amerika ging, die Demokratie wegen ihrer Lügen hassen lernte und im militaristischen Japan eine autokratische Alternative sah zu den „nutzlosen Phantasien“, wie er es nannte, von Frieden und Gerechtigkeit.

Es sind kriegerische Geister in kriegerischen Zeiten, von denen Mishra erzählt, Afghani und Liang und, als dritter, Rabindranath Tagore, das bengalische Universalgenie, ein friedfertiger Mann, so heißt es im Westen über ihn – tatsächlich aber auch ein widersprüchlicher politischer Kopf, der im Westen über die destruktive Kraft des Geld- und Machtkults sprach und den Nobelpreis erhielt, im Osten für seine Worte aber heftigen Widerspruch bekam.

Entlang dieser drei Figuren entfaltet Mishra eindrucksvoll das Wechselspiel von Faszination und Hoffnung, weil der Westen trotz materialistischer Grobheit immer auch dafür stand, von Unterwerfung und Zynismus, weil der Westen seine demokratischen Ideale aus eigenen ökonomischen Interessen zerstörte.

Mishra holt dabei weit aus und zitiert Stimmen wie den bengalischen Denker Aurobindo Ghose, der aus einer fanatisch anglophilen Familie kam und Anfang des 20. Jahrhunderts schrieb: „Die moderne Moral und das moderne Empfinden rebellierten gegen die Knechtung einer Na-

tion durch die andere, einer Klasse durch die andere, eines Menschen durch den anderen. Der Imperialismus hatte sich vor diesem modernen Empfinden zu rechtfertigen und konnte das nur, indem er vorgab, ein Treuhänder der Freiheit zu sein, mit dem höheren Auftrag, die Unzivilisierten zu zivilisieren.“

Mishra bringt damit auch einen Mangel des Modernismus ins Spiel, der sich selbst als absolut setzte und seine Geschichte als die Geschichte der Menschheit – 5000 Jahre chinesische Zivilisation und gut 4000 Jahre indische Zivilisation fielen dabei weg: Mishra spricht hier von der „blinden Nachahmung des Westens“ und zitiert den Dichter, Maler, Philosophen Tagore, dass es keinen Grund gebe, weshalb Asiaten glauben sollten, „der Aufbau einer Nation nach europäischem Vorbild wäre die einzige Art von Zivilisation und das einzige Ziel des Menschen“.

Was Mishras „Aus den Ruinen des Empire“ dabei so reich macht, ist nicht nur die Art und Weise, wie er seine drei Figuren als Schlüssel verwendet, um zentrale historische Fragen wie das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu reflektieren – das Buch ist auch deshalb wichtig, weil Mishra in den Fragen der Geschichte Antworten für unsere Gegenwart sucht: Letztlich steckt in dem Buch eine umfassende und durchaus konstruktive Kritik

des Nationalstaats, der für Mishra das fatale Erbe des westlichen Herrschaftstrebens des 19. Jahrhunderts ist und Grund und Anlass sein wird – und es schon ist – für die Kriege des 21. Jahrhunderts.

Im Kern ist dieses Buch eine politische Philosophie, die noch explizit zu formulieren wäre: „Der Westen“, sagt Mishra, „hat immer gedacht, er weiß, wie Gesellschaften funktionieren. Dabei ist die Herrschaft des Westens eine sehr kurze, im Vergleich etwa zum chinesischen Reich. Und ein Wirtschaftsmodell wie der Kapitalismus etwa kann in einem Land funktionieren und in einem anderen Land nicht. Selbst eine Idee wie die der Demokratie muss erst wieder gereinigt werden von allen Übeln, die in ihrem Namen begangen wurden.“

Und so ist man im Gespräch mit Mishra schnell bei den Problemen der Gegenwart, von der Frage, ob man über ein Land wie Afghanistan einfach eine Demokratie stülpen und erwarten kann, dass Frieden einkehrt, bis zu der Krise in Ägypten, einem Land, das auch zu heterogen ist, wie Mishra meint, als dass eine zentral gesteuerte Demokratie die Lösung wäre.

„Wir müssen die verschiedenen Geschichten miteinander ins Gespräch bringen“, sagt er, „dann finden wir vielleicht Auswege. Mehr Autonomie etwa, weniger Zentralismus. Und die Einsicht, dass

die Versprechen von Freiheit und Menschenrechten lange an die Verbrechen des Imperialismus gekoppelt waren.“

Für den Westen, meint Mishra, wird dieser Weg schwierig, „denn wenn man es gewöhnt ist, die Welt zu beherrschen, sieht man manches anders“. Aber die Finanzkrise und das Scheitern der amerikanischen geführten Interventionen im Irak und in Afghanistan etwa weisen für ihn die Richtung: „Es geht doch für die USA nicht mehr darum, in anderen Teilen der Welt Nationalstaaten aufzubauen

„Wir leben ja wie Blinde in unserer Zeit, wir sind abgeschnitten von unserer Geschichte.“

en“, sagt Mishra, „es geht darum, dass sie erst mal zu Hause ihren Nationalstaat reparieren.“

Und wenn sich nun, das ist seine Hoffnung, der Blick des Westens auf den „Osten“ ändert, weil der Westen mehr nach innen blickt, dann befreit das den „Osten“ von der Schockstarre, die man jahrhundertlang eingeübt hat – die Fixierung darauf, um jeden Preis sein zu wollen wie der Westen.

„Wir leben ja wie Blinde in unserer Zeit“, sagt Mishra, „wir sind abgeschnitten von unserer Geschichte, wir sind verdammt zu intellektueller Armut – wir müssen zurückschauen, um zu verstehen, wo der falsche Weg eingeschlagen wurde und welche Ideen der Vergangenheit heute noch brauchbar sind.“

Pankaj Mishra sagt solche Sätze ruhig. Er ist kein lauter Mann. Er ist dünn, bescheiden, asketisch. Er hat ein Vorwort zur Neuausgabe der Memoiren von Mahatma Gandhi geschrieben, der für ihn ein antiwestlicher Denker ist. Er trägt an einem Tag ein weißes Button-down-Hemd, beigefarbene Chinos und braune Halbschuhe, am anderen Tag ein langes, grünes Hemd, wie es in Indien üblich ist. Wenn er nicht gerade in Mashobra ist oder reist, lebt er in London, wo seine Frau als Lektorin arbeitet und sein Kind zur Schule geht.

Er ist kein Revolutionär, auch wenn seine dunklen Augen manchmal leuchtend flackern, auch wenn etwas in ihm zu brennen scheint, auch wenn er etwas von einem Umstürzler hat. „Ich sehe mich nicht als jemanden, der predigt oder andere Menschen anführt“, sagt er. „Ich sehe mich mehr als jemanden, der forscht.“

Und das bedeutet für ihn Reisen, vor allem Lesen. Deswegen kam er ja überhaupt nach Mashobra, der Sohn eines Bahnarbeiters aus Jhansi – das Leben der unteren Mittelklasse, deren Ambition eigentlich nur ein Ziel kennt: den Aufstieg

durch die Beamtenkarriere oder das Ingenieurstudium.

„Ich aber wollte ein Leben voller Leichtigkeit, voller Müßiggang, ich wollte ein Leben voller Lesen“, sagt Mishra auf dem Spaziergang durch den Wald, der direkt hinter dem Haus im Mashobra beginnt. Täglich läuft er hier, meistens morgens. Die Wolken hängen tief in den Nadelbäumen, ab und zu steht eine Kuh herum. „Ich fühlte mich wie einer dieser Russen des 19. Jahrhunderts, die sich aus einem desillusionierten Liberalismus heraus und einem Misstrauen gegenüber der kommerzialisierten Welt aufs Land zurückzogen.“

Er tat, was er wollte, er las und fing an zu schreiben, die Bücher wurden ihm in den Himalaja geschickt, er schickte Texte nach London und New York zurück, es waren die neunziger Jahre, und das Leben, das Denken, das Schreiben waren noch langsam. Er schrieb Bücher, die das Biografische mit größeren Fragen der Religion, der Identität, der Moderne verbanden: „Unterwegs zum Buddha“ (2005) etwa oder „Lockruf des Westens“ (2011). Er blieb ein Intellektueller für Intellektuelle – mit „Aus den Ruinen des Empires“ hat sich das geändert.

Das zeigte sich schon 2011, als er in einen Streit mit dem britischen Alpha-Intellektuellen Niall Ferguson geriet, oder auch, wie Mishra sagt, „den Niall Fergusons dieser Welt“: Mishra war verärgert über den Triumphalismus in Fergusons Buch „Der Westen und der Rest der Welt“, Ferguson wiederum fühlte sich als Rassist verunglimpft, es wurden Leserbriefe gewechselt und Klagen angedroht – Mishras Attacke, das wird deutlich, wenn man jetzt sein Buch liest, speiste sich bereits aus seinen Recherchen für „Aus den Ruinen des Empires“.

Wenn er in London ist, arbeitet Mishra in einem großen, kargen Büro mit Betonboden und Perserteppichen. Es ist eine alte Schule aus dem 19. Jahrhundert. Er ist aggressiver, offensiver im Gespräch als in Mashobra, aber das kann an der Tagesform liegen. Er spricht von der „Lüge, dass das Empire je eine Form der Zivilisation“ war, er sieht ein „intellektuell bankrott System des Redens über das Empire“, das immer auch als Modell für die Globalisierung genommen wird.

Was also wächst aus den Ruinen?

„Der Bann der westlichen Politik ist endlich gebrochen“, schreibt Pankaj Mishra in seinem Buch. „Der Aufstieg Asiens und das Selbstbewusstsein asiatischer Völker vollenden deren Revolte, die vor mehr als einem Jahrhundert begann. In vielerlei Hinsicht ist dies die Rache des Ostens.“

GEORG DIEZ



Video:
Reise in den Himalaja

spiegel.de/app442013himalaja
oder in der App DER SPIEGEL